

Die Liste der möglichen Vorbilder für Kinder und Jugendliche ist ellenlang. Selbst die Sternchen aus der Daily Soap können ihnen pädagogisch wertvolle Dienste erweisen. Hans Mendl

Gandhi, Bibi und die anderen

Als meine Kinder noch im entsprechenden Alter waren, hätte ich mit meinem Wissen über Bibi Blocksberg bei „Wetten, dass“ auftreten können. Die Kassetten liefen bei jeder Autofahrt. Und bei einem Vortrag anlässlich der Eröffnung einer Ausstellung zum Thema „Helden auf Augenhöhe“ in einem Gymnasium bekannten kürzlich zahlreiche 15- und 16-Jährige, dass die kleine Hexe einmal auch zu ihren Vorbildern gehörte. Franziskus und Gandhi waren nicht unter den Top Ten!

Bibi Blocksberg statt Mahatma Gandhi? Da mögen gute Pädagogen die Stirn runzeln. Aber Vorsicht: Viele verbreitete Gewissheiten über Vorbilder erweisen sich bei genauem Hinschauen als Vorurteile.

Vorurteil Nummer 1: Vorbilder sind out! Tatsächlich gerieten sie in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in der „herrschenden“ Pädagogik ins Abseits; vor allem der verherrlichende Umgang mit Helden und Heiligen aller Art stand unter Verdacht, den Weg zu pädagogischen Zielen wie Emanzipation und Selbstentfaltung zu erschweren. Doch danach erlebten Vorbilder auch empirisch eine Renaissance. Für die Shell-Studie 2000 bekannten wieder 29 von 100 Jugendlichen, ein Vorbild zu haben – nachdem dieser Wert von 1955 bis 1996 von 44 auf 16 Prozent abgesackt war.

Vorurteil Nummer 2: Medien machen Vorbilder! Die Renaissance der Vorbilder führten viele Kommentatoren auf den ständig wachsenden Einfluss der Medien auf die Jugendlichen zurück. Irrtum! Alle seriösen neueren Studien belegen, dass junge Leute vor allem Menschen im Nahbereich als Vorbilder sehen, von denen sie etwas lernen können – Mutter, Vater, Großeltern, Onkel und Tanten, Geschwister. „Mama ist die Beste“, titelte deshalb vor einigen Jahren die Frauenzeitschrift „marie claire“.

Vorurteil Nummer 3: Verantwortliche Pädagogik muss darauf abzielen, „falsche“ Idole durch „gute“ Heilige zu ersetzen. Motto: Lady Gaga verdirbt die Jugend, Gandhi, Franziskus & Co. können sie retten. Auch dieser kulturpessimistische Alarmismus geht von falschen Voraussetzungen aus. Die Ergebnisse der Medienwirkungsforschung können Eltern beruhigen: Kinder und Jugendliche gehen nämlich weit souveräner mit ihren medialen Idolen um, als wir Erwachsenen das oft unterstellen. Sie unterscheiden zum Beispiel klar zwischen der Person und der Rolle eines Schauspielers („Tom Cruise finde ich als Schauspieler toll, als Mensch gefällt er mir nicht so“). Sie suchen gezielt die Merkmale ihrer Vorbilder heraus, die für ihr jeweiliges Hobby und ihre aktuellen Ziele gerade wichtig sind, und verabschieden sich von ihren zeitweiligen „Sternen“, wenn andere Themen für sie in den Vordergrund treten („Früher wollte ich so sein wie James Bond ...“).

1. Eltern, 2. Freunde

„Für die Vermittlung von Werten sehen Kinder laut der vorliegenden Studie in erster Linie die Eltern verantwortlich. Erst mit großem Abstand werden Großeltern und andere Verwandte, Freunde und Lehrer genannt. Medien, Kirche oder Politiker werden kaum mit der Werteerziehung in Verbindung gebracht. Freunde werden in diesem Zusammenhang von den 11- bis 14-Jährigen deutlich häufiger genannt als von den jüngeren Kindern, die sich noch stärker an ihren Eltern als Vorbildern orientieren.“

aus: **Kinder-Werte-Monitor**
des **Kindermagazins GEOlino**, 2006



**New Yorker
Feuerwehrmann**

**riskierte sein Leben,
um andere zu retten.**



Franziskus

**lebte losgelöst
von materiellem
Besitz in Einheit mit
der Schöpfung.**

„Selbst vom Dümmden kann man noch etwas lernen“: Dieser – zugegeben despektierliche – Satz mahnt beim Umgang mit (vermeintlich) fragwürdigen Vorbildern zur Vorsicht. Er macht nämlich deutlich, dass jede andere Person zur Spiegelungsfolie für eigene Lebensthemen und Entwicklungswünsche werden kann. Die Palette möglicher Vorbildgestalten wird damit plötzlich immens groß; der Himmel Aller-Heiligen ist, um mit dem Innsbrucker Alt-Bischof Reinhold Stecher zu sprechen, „g’steckt voll“.

Und das ist auch gut so. Denn für die Entwicklungspsychologen steht fest: Kinder brauchen Helden, Jugendliche brauchen Spiegel. Kinder brauchen überlegene Retter als Kämpfer für Gerechtigkeit, als Platzhalter für abstrakte Tugenden auf ihrem Weg zum „Groß-Werden“ und bei der Entwicklung ihres moralischen Universums. Kinder bewundern Helden, weil sie mutig sind, und sie sind hingerissen von liebenswerten Chaoten, die mit ihren Streichen die geordnete Welt der Erwachsenen auf den Kopf stellen (und damit die eigenen rebellischen Regungen befriedigen). Solche Identifikationsfiguren sind also Verarbeitungshilfen. Kinder wollen so schön sein wie ... und so gut Fußball spielen wie ...; deshalb kleiden sie sich wie ihre Wunschfigur und ziehen auf Probe gleichsam mit dem Trikot einen neuen Menschen an. Wenn die eigenen Kräfte anwachsen, werden diese Lebensbegleiter wieder überflüssig. Für Eltern bedeutet das: Die medialen Vorbilder der Kinder zu akzeptieren und sich ohne vorschnelle Wertungen mit

ihnen zu beschäftigen, kann ihnen einen Zugang zu den Sehnsüchten und Wünschen ihrer Töchter und Söhne verschaffen. (Die 50-Jährige, die ihre Tochter zu Justin Bieber begleitet und in ekstatische Verzückung gerät, hat diesen Vorschlag allerdings missverstanden.)

Jugendliche hingegen brauchen Spiegel, um mögliche Identitäten zu erproben und dadurch ihren Platz in der Welt zu finden. Vorbilder, Orientierungsmarken außerhalb der eigenen Person werden dabei umso wichtiger, je unübersichtlicher sich die „Welt“ entwickelt. Jugendlichen bietet sich – und sie brauchen – eine breite Palette an pluralen Lebensentwürfen, an denen sie sich abarbeiten können und müssen, von den Freunden im nahen Umfeld bis hin zu schillernden medialen Gestalten.

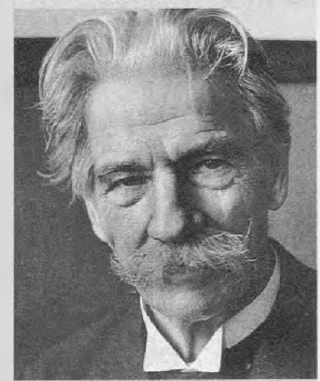
Bleibt die Frage: Welches Personal erscheint auf dem Marktplatz der Lebensorientierung in der Postmoderne als besonders hilfreich? Und wie gehen Eltern und Jugendliche verantwortlich mit fremden Biografien um?

Das Angebot – Stichwort: g’steckt voll – ist riesig. Doch bei genauem Hinsehen haben Franz von Assisi, ein namenloser ehrlicher Finder, die schönen Sternchen aus der Daily Soap und der heilige Petrus etwas gemeinsam: Sie stehen vor Entscheidungen, die ihr Leben radikal ändern könnten: eine gefundene Geldbörse zurückzugeben



Sophie Scholl

setzte sich als Widerstandskämpferin im Dritten Reich mutig für ihre Ideale und ihre religiöse Überzeugung ein.



Albert Schweitzer

stellte sein Leben „in den Dienst am anderen“, u.a. als Gründer eines „Urwaldkrankenhauses“ in Afrika.

Hilfe!

„Die Mütter selbst sehen sich in ihrer Elternrolle bei der Vermittlung von Werten am stärksten selbst in der Verantwortung. Daneben erhoffen sich Mütter jedoch stärker als Kinder Unterstützung durch Großeltern, andere Verwandte, Schule und Vereine. Dies sind laut der aktuellen Preschool-Studie des Egmont-Ehapa-Verlags (2006) vor allem die Mütter, die sich dem Erziehungsstil mit der Bezeichnung „Geringer Fokus“ und dem Leitsatz: „Ich habe viel mit anderem zu tun – bei der Erziehung müssen auch andere mit ran“ zuordnen lassen. Diese Mütter – häufig allein erziehend oder berufstätig – sind oft zu beschäftigt mit anderen Dingen und hoffen daher, einen Teil der Erziehungsverantwortung abgeben zu können.“

aus: **Kinder-Werte-Monitor**
des **Kindermagazins GEOlino**, 2006

(oder eben doch zu behalten), der Freundin den Freund nicht auszuspannen (oder ihn doch zu verführen), sich nach der Verhaftung des Meisters zu ihm zu bekennen (oder ihn zu verleugnen). Das macht fremde Biografien so spannend, ganz gleich ob es um die „großen“ Heiligen geht oder um die „unscheinbaren“ Nachbarn und Kolleginnen: Sie stehen vor Handlungsalternativen, besser noch: Handlungszwängen. Moralphyschologisch eröffnen sich hier Wege der Werterhellung (Welche Werte stehen hier auf dem Spiel?) und der Wertkommunikation (Wie hättest du gehandelt und warum?). Oder diskursethisch formuliert: Wir klinken uns in eine andere Person ein und spielen mit verschiedenen Optionen.

Es lohnt sich also für Eltern, mit ihren Kindern alltägliche Entscheidungen und Handlungen von Personen, nahen und fernen, bekannten und medialen zu diskutieren. Auszuloten, welche Werte dabei zur Disposition stehen und welche Folgen die verschiedenen Handlungsalternativen nach sich ziehen könnten. Und: dabei nicht „pädagogisch“ auf die „richtigen“ Antworten der Kinder zu drängen, sondern genauso auch eigene Einstellungen und womöglich sogar entsprechende eigene Erlebnisse

einzubringen. Aus der Moralphyschologie wissen wir: Wer regelmäßig moralische Dilemmata diskutiert, entwickelt sein Wertebewusstsein weit differenzierter.

Als besonders geeignet, um Inspirationen für ein gelingendes Leben zu erhalten, erscheinen dabei Auseinandersetzungen mit „Helden des Alltags“, den Heiligen der Unscheinbarkeit, wie Romano Guardini sie charakterisierte, oder *Local heroes* (www.ktf.uni-passau.de/local-heroes). Denn: Wer Hochsprungweltmeister werden will, legt die Latte beim ersten Versuch auch nicht gleich auf 2,40 Meter. Gemäß dem theologischen Prinzip der Gradualität (Johannes Paul II.) vollzieht sich auch die Heiligung des eigenen Lebens nicht als ein einziger Gipfelsturm, sondern in kleinen Schritten. Die Hospizhelferin, die engagierte Jugendleiterin, der Helfer einer „Tafel“, die Missionare auf Zeit, die zivilcouragierten Lebensretter: Solche Menschen verdeutlichen, dass man auch in unserer Welt „normal“ leben und sich trotzdem für andere einsetzen kann. Sie verkörpern die Tugend der Achtsamkeit: Es kommt nicht darauf an, etwas Außergewöhnliches zu tun, sondern das, was der Tag und die Stunde von einem verlangt.

Was die Beschäftigung mit solchen Menschen und Lebenssituationen bewirkt, hat die Gehirnforschung beim Studium der Spiegelneuronen herausgefunden. Bestimmte Nervenzellen im Hirn reagieren unmittelbar, wenn wir Bewegungen, Gesichtsausdrücke und Laute anderer Menschen wahrnehmen. Die Spiegelneuronen gelten als die neurobiologische Basis der Empathie: Wenn wir mit Menschen in Kontakt kommen, die sozialaltruistisch handeln, macht das aus uns noch keine Sozialarbeiter. Aber es hilft bei der Entwicklung des Einfühlungsvermögens und einer Perspektivenübernahme. Das ist weit wichtiger als jede (moralisierende) direkte Aufforderung zum Handeln! Die paradoxe Hoffnung des Pädagogen besteht darin, dass gerade der Verzicht auf unmittelbare Nachahmung langfristig weit mehr Erfolg verspricht. Kluge Eltern begnügen sich deshalb damit, ihre Kinder auf entsprechende Vorbilder in ihrem Umfeld aufmerksam zu machen – und vertrauen dann auf ihre Kreativität und Eigenständigkeit, Handlungsfelder zu finden, die ihrer individuellen Persönlichkeit entsprechen. So wie der Rabbi Sussja, den Martin Buber in „Die Erzählungen der Chassidim“ zitiert: „In der kommenden Welt wird man mich nicht fragen: ‚Warum bist du nicht Mose gewesen?‘ Man wird mich fragen: ‚Warum bist du nicht Sussja gewesen?‘“